Shubert

Ernst Schubert

Ulrich von Hutten

a149497

Sonderdruck aus FRÄNKISCHE LEBENSBILDER BAND 9 1980

## INHALT DES 9. BANDES

17.7 heighten grupen 26.10.80 Ernson och

# ULRICH VON HUTTEN (1488—1523)

#### Von Ernst Schubert

"Dieweil die leuft so geschwind" — eine Wendung, die in Akten der Reformationszeit mit sich steigernder Häufigkeit begegnet, die mehr besagen muß als stereotype Wiederholung, komprimiert ein allgemein verbreitetes Bewußtsein: Irritation durch Zeitereignisse, die Unerhörtes brachten, nämlich Infragestellungen, Gefährdungen alter Ordnung. Am nüchternsten spiegeln die Universitätsmatrikeln mit ihrem dramatischen Absinken der Studentenzahlen um 1520 das Ausmaß der Irritation wider.

Huttens Lebensweg, ja selbst seine innere Entwicklung erscheinen wie eine im Persönlichen zwar mannigfach gebrochene, aber gleichwohl erkennbare Spiegelung des allgemeinen Bewußtseins. Eine Ahnung davon hat ihn selbst ergriffen: "Mir scheinen alle Dinge voll von Jammer und allen möglichen Tragödien zu sein. Wohin ich mich wende, sehe ich nichts, was ruhig und sicher ist." Jedoch: im Kontrast zu dem allgemeinen Bewußtsein von den "geschwinden leuften" stand in der unmittelbaren Realität zumeist ein zähes Bewahren der eingeübten Ordnungen des kleinen Lebens mit seinem Alltag in Handel und Wandel, mit seiner Festlegung der sozialen Existenz. Huttens Leben aber paßte nicht in dieses Gefüge, das selbst der von den Zeitgenossen alsbald als Episode verdrängend betrachtete Bauernkrieg nur ins Wanken bringen, aber nicht erschüttern konnte. Hutten wußte um das Außergewöhnliche seiner Existenz, als er 1518 an Willibald Pirckheimer auf sein bisheriges Leben zurückblickend schrieb: "Oft fehlte es mir an Speise, noch öfter an Kleidung. Du kannst eine wundersame Tragödie hören, obgleich du schon einen Teil der Geschichte vernommen hast. Aber wenn ich dir der Reihe nach aufzähle, welche Härten ich sowohl anderswo als auch besonders in Italien (wo ich aus Geldmangel sogar zum Kriegsdienst gezwungen wurde) ertragen mußte, so würdest du Staunenswertes, Traurigstes hören." Als Hutten diese Zeilen schrieb, standen ihm noch Jahre eines unsteten, ja vielfach gehetzten Lebens bevor.

#### Jugend und Studien

Am 21. April 1488 wurde Ulrich von Hutten auf der väterlichen Steckelburg geboren. Sein gleichnamiger Vater war ein in den Händeln und Fehden seines Standes erprobter Mann, Ränke nicht scheuend, hart, undurchsichtig, ein handfest seinen Vorteil suchender

Ritter ganz im Stile der Zeit. Es sei dahingestellt, ob den Vater die zarte, zum Kriegsdienst untaugliche Konstitution seines Sohnes zu dem ungewöhnlichen Schritt bewogen hat, schon ihn, den Erstgeborenen für den geistlichen Stand zu bestimmen (Ulrich schleppte den Fuß etwas nach, was ein Geburtsfehler sein konnte). Ausschlaggebend für den älteren Ulrich von Hutten war das Familieninteresse, als er die Aufnahme seines Sohnes in das Kloster Fulda bewirkte. Ein Mönch in der reichen und im regionalen Gefüge immer noch sehr mächtigen Abtei konnte der Huttenschen Familie, die auch Lehen vom Kloster Fulda trug, nur von Nutzen sein.

Hutten im Kloster Fulda: Es fällt schwer, angesichts so mancher Legenden, die sich um dieses Thema ranken, einzugestehen, daß im Grunde gar nichts über einen Lebensabschnitt bekannt ist, der die für die menschliche Entwicklung so bedeutsame Spanne der Pubertät umfaßt. Erwiesen ist nur inzwischen, daß Ulrich trotz späterer gegenteiliger Versicherungen das Mönchsgelübde abgelegt hat. Daß er mit siebzehn Jahren dann, 1505, dem Kloster in dramatischer Flucht entwichen sein soll, wie man es gerne ausschmückend geschildert hat, ist unbewiesen und unglaubwürdig. Zu vermuten ist allerdings, daß er gegen den Willen des Abtes, aber mit geheimer Zustimmung des Kapitels das Kloster zunächst nur auf Urlaub, zum Studium an einer Hohen Schule verließ. (Denn zwei Jahre später verlangten die Fuldaer Mönche von ihrem neu zu wählenden Abt, daß er jungen Mitbrüdern Urlaub zum Studium gewähre; solche Wahlkapitulationen sind stets abhängig von negativen Erfahrungen während des vorangegangenen Regiments).

Huttens Studium führte ihn nach einem in Mainz 1505 verbrachten Sommersemester über Köln nach Frankfurt an der Oder, wo er 1506 den ersten, niedrigsten akademischen Grad eines "baccalaureus artium" erwarb, von 1507—1509 nach Leipzig, von dort nach Greifswald und Rostock. Nach einem nur wenige Wochen währenden Aufenthalt in Wittenberg brach er Anfang 1511 nach Wien auf, von wo ihn dann der Weg zu einem ersten Italienaufenthalt an die Hohen Schulen von Pavia und Bologna führte. Bologna ist auch die Studienstätte eines zweiten Universitätsaufenthaltes seit 1516, von wo

aus Hutten bis nach Rom gelangte.

Auf den ersten Blick erinnert Huttens Studiengang an geläufige Bilder von der Wanderlust mittelalterlicher Scholaren. Doch die Assoziationen täuschen: Der Student jener Tage war nach der großen Phase spätmittelalterlicher Universitätsgründungen weitgehend ortsgebunden geworden. Huttens Studienverlauf war für die Zeitgenossen zwar kein unbedingter Einzelfall, aber ungewöhnlich genug; ein Studium übrigens, das nicht nur räumlich, sondern auch sozial große Zwischenräume überbrückte. In Bologna sehen wir Ulrich 1516 als

einen Herrn: Typ des adeligen, finanziell wohl ausgestatteten Studenten, führend an den Geschäften der "Deutschen Nation", der Organisation deutscher Scholaren, beteiligt, die Wohnung mit geistlichen Kommilitonen teilend, die ein reiches Einkommen aus deutschen Pfründen zu verzehren hatten. Das ist nicht mehr jener mittellose Student, der sich an den deutschen Universitäten auf sein Adelsprädikat verzichtend gratis, als Armer, einschreiben lassen mußte, jener Hungerleider, der sich mit galligen Spottgedichten, den "Loetze-Klagen", an Rostocker Bürgern rächt, die ihm zunächst auf seine haltlosen Versprechungen hin Herberge gewährt hatten, um dann seine letzte Habe pfänden zu lassen. Wenn sich Hutten im Sommersemester 1509 in die Greifswalder Matrikel gratis aufnehmen lassen muß, weil er all seiner Mittel beraubt sei, so mochte das mit den Rostocker Vorgängen zusammenhängen. Durch erbärmliche Lebensumstände erzwungener Betrug aber war es, sich als Würzburger Geistlicher einschreiben zu lassen; als "clericus Herbipolensis" setzte er sich, kreditwürdig, von jenen Habenichtsen, den fahrenden Scholaren ab, mit denen er so verzweifelte Ahnlichkeit hatte.

Ein Brief des Johannes Crotus Rubeanus, den Hutten 1510 zu Wittenberg erhielt, lüftet den Schleier, der die Problematik einer sozialen Existenz verhüllt. Crotus, der einzige wirkliche Freund Huttens inmitten des nach antiken Mustern stilisierten Freundschaftskultes, den die Humanisten pflegten, hatte schon den Weggang von Fulda gefördert, die Freunde blieben zeitlebens miteinander in Verbindung, an Crotus sollte dann der vom Tode gezeichnete Hutten sein letztes, verschollenes Werk mit der Bitte senden. es zum Druck zu befördern. Die Anlässe für den Brief vom Spätherbst 1510 sind augenscheinlich die Geldbedürftigkeit Ulrichs sowie ein tiefes Zerwürfnis mit dem Vater. Crotus springt als Vermittler ein und schildert mit dem Takt, der diesen auch als Literaten so liebenswürdigen Menschen auszeichnet, den Erfolg seiner Bemühungen: Oft rede der Vater nur mit Spott über die Studien seines Sohnes, könne aber nicht genug des Lobes über ihn hören. Der Vater habe den Fuldaer Mönchen die Rückkehr seines Sohnes zugesagt — ein deutliches Zeichen der Mißbilligung des bisheriges Lebens —, aber, Crotus versucht seinen Freund zu beruhigen, das diene wohl nur zur Beschwichtigung des Klosters. Schließlich aber gelingt es der Beredsamkeit des Crotus, der geraume Zeit auf der Steckelburg geweilt haben muß, die von ihm beklagte Undurchdringlichkeit des Alten aufzubrechen: Beim Spättrunk hätte der Vater "besonders offen" über seinen Sohn gesprochen und erwogen, ihn nach Italien an eine der berühmten Rechtsschulen zu schicken, denn "es sei besser, sein Sohn werde ein geschickter Jurist, der der Familie Hutten einmal nützlich sein könne, als ein verkehrter Mönch." Crotus hatte sein Ziel erreicht, der Vater bestand nicht mehr auf der Rückkehr des Sohnes ins Kloster; statt des Mönches sollte ein künftiger Jurist der Familie dienen — und in Italien ausgebildeten Rechtsgelehrten standen schnelle und einflußreiche Karrieren offen. Damit durfte der junge Hutten hoffen, seine Studien mit Unterstützung der Familie fortsetzen zu können und nicht wie bisher sich mühsam durchschlagen zu müssen und ab und zu ein Viaticum zu erbetteln. Einen Anteil am elterlichen Erbe jedoch hatte Ulrich nicht mehr zu erwarten, das war mit seinem Eintritt in das Kloster und der mit Sicherheit nicht geringen Einkauf-Summe abgegolten. Vergeblich blieben auch die Versuche Ulrichs und des unermüdlichen Johannes Crotus, die Väter zu Fulda zu einer Beisteuer zum Studium, vielleicht sogar — wenn wir die etwas verdeckten Anfragen richtig deuten — zur Auszahlung der einst bei Aufnahme in das Kloster geleisteten Summen zu bewegen.

Wieweit Hutten bei seinem ersten Italienaufenthalt von der Familie unterstützt wurde, läßt sich nicht ausmachen. Mit Sicherheit aber hat ihm seine Verwandtschaft die Möglichkeit eröffnet, im Jahre 1516 erneut in Italien seine Studien aufzunehmen. Frowin von Hutten, Hofmarschall des Mainzer Erzbischofs, an Persönlichkeit und sozialem Rang wohl das hervorragendste damalige Mitglied der Familie, beurkundet 1516, daß Kurfürst Albrecht von Mainz "Ulrich von Hutten, meinem Vettern, gnedig zugesagt hat, ime zu vollfurung seines angefangenen Studiums in hoher Schule 200 fl zu stewer zu geben." Eine solche Studienbeihilfe, wie sie in namhafter Summe Ulrich erhielt, war in der Zeit nichts Ungewöhnliches, war mit dem urkundlich verbrieften oder stillschweigend vorausgesetzten Versprechen verbunden, nach Abschluß der Studien zumindest für geraume Zeit in die Dienste des Fürsten zu treten. Die namhafte Studienbeihilfe aber hatte Ulrich nicht dem Mäzenatentum Albrechts von Brandenburg, sondern dem Einfluß Frowins zu verdanken. Dieser erfüllte damit eine Familienpflicht, stattete auch den Dank dafür ab, daß Ulrich für die schwerbeleidigte Huttensche Gesamtfamilie die publizistische Fehde gegen Herzog Ulrich von Württemberg zu führen begonnen hatte, der 1515 seinen langjährigen Vertrauten, Hans von Hutten, meuchlings ermordet hatte.

Als Ulrich von Hutten 1517 aus Italien zurückkehrte, war er in den Augen seiner Familie gescheitert: weder brachte er, wie von ihm erwartet worden war, den prestigeträchtigen und karrierefördernden Titel eines doctor Bononiensis noch irgendwelche juristischen Kenntnisse nach Haus. Sicherlich war aus dem fast Dreißigjährigen ein weithin bekannter Dichter geworden, aber was zählte das in den Augen des welterfahrenen Vaters. Huttens 1518 erschienene Satire "Nemo" mit ihrer massiven Verhöhnung der Rechtsgelehrten ist eine Antwort auf Vorhaltungen, daß man von den weltberühmten italieni-



Virichus Husternis



schen Rechtsschulen als Jurist und nicht als Dichter zurückzukehren habe. Im Gegensatz zu vielen Humanisten, die zugleich Juristen waren, bedauert Ulrich in seinem Brief an Pirckheimer, daß er "zum großen Schaden der wahren Studien vier Jahre in Italien zubrachte, den Wermut der Accursier trank und die Zeit vertat". Uns erscheint es bewundernswert, daß Hutten in Pavia statt der auf Accursius zurückgehenden Glossen-Jurisprudenz Griechisch zu lernen versuchte — mit mäßigem Erfolg übrigens —, aber für seinen Vater war eben dies ein Vertun von Zeit. Zu viele Indizien bestätigen im Grundsatz die Behauptung des Bologneser Kommilitonen Georg Sauermann, das väterliche Haus sei dem "entarteten" — so Sauermann — Ulrich verschlossen gewesen.

Eine Ehre jedoch war Hutten nach seiner Rückkehr aus Italien zuteil geworden: Maximilian, der Kaiser, den er als Ordnungsstifter Italiens 1516 in einer "Epistola Italiae" gefeiert hatte, krönte ihn zum Dichter. Diese Auszeichnung war zugleich auch eine politische Demonstration des Herrschers gegen Ulrich von Württemberg, wider den Ulrich gerade seine "Fünf Reden" erscheinen ließ. Lebensaussichten eröffneten sich nicht durch die Würde eines "poeta laureatus". Wieder war es Frowin von Hutten, der half und als Leiter des Mainzer Hofstaates hier seinem Vetter ein Unterkommen verschaffte.

Über irgendwelche Funktionen oder Tätigkeiten Huttens im Mainzer Hofdienst ist nichts bekannt. Seine Anstellung war wohl auch mehr als Versorgung, als eine weltliche Pfründe gewissermaßen, gedacht. Der Kurfürst, Kardinal Albrecht, weilte nur selten in Mainz, residierte zumeist in Halle.

Der weitgehend sich selbst überlassene Mainzer Hof darf wohl zu den geistig aufgeschlossensten jener Zeit gerechnet werden. Der Humanismus hatte hier Heimrecht. Eine traditionelle, auch politisch motivierte Distanz zur römischen Kurie verband sich schon bald nach Luthers Auftreten mit offen zur Schau getragenen Sympathien für den Wittenberger Mönch.

Huttens erste radikal kurien- und papstfeindlichen Dialoge mochten wohl mit manchen Stimmungen am Mainzer Hofe im Einklang stehen, in ihrer Radikalität aber auch bei Nahestehenden Befremden auslösen; zudem wurde hier in aller Öffentlichkeit geäußert, was ansonsten nur vor der Allgemeinheit verdeckt gesprochen und gedacht wurde. Huttens Stellung am Hofe wurde allmählich unhaltbar. Schon ausgangs des Jahres 1519 hatte er sich weitgehend vom Hof zurückgezogen, im August 1520 verließ er die Stadt endgültig. Das Datum ist aufschlußreich: vom 15. Juli nämlich datierte das Breve Papst Leos X. an Kardinal Albrecht wegen der romfeindlichen Schriften Huttens, insbesondere der "Inspicientes". Auch war bei

allem Verständnis, bei aller Toleranz, mit der in jener Zeit Kritik an der Kirche behandelt wurde, die Widmung jener Schrift an den Papst eine Spur zu kess. Johann Schöffer, der Mainzer Drucker dieses Werkes, kam kurzfristig in Gewahrsam. Daß Hutten die Stadt verließ, kam einer Flucht gleich.

Anfangs des Jahres 1520 erschien Huttens Dialog "Fortuna", in dem - Sonderfall unter seinen Werken - die Gravität des Stils durch heitere Stimmungen aufgelockert erscheint. Inhalt und Widmung dieses Dialogs weisen auf Lebenshoffnungen, die sich nicht erfüllen sollten. Die Widmung an den neugewählten Würzburger Bischof Konrad von Thüngen steht, ebenso wie eine Reise Ulrichs 1520 nach Bamberg, im Zusammenhang mit Bemühungen, Anstellung an einem der fränkischen Bischofshöfe zu finden. Mit Würzburg verbanden ihn verwandtschaftliche und persönliche Beziehungen beispielhaft übrigens für die engen Verflechtungen der damaligen Führungsschichten. Mit dem neugewählten Bischof Konrad von Thüngen (1519—1540) war Hutten über seine Großmutter väterlicherseits verwandt, er hatte zudem Freunde im Domkapitel, Jakob Fuchs, einen Bologneser Studienfreund, und Michael von Seinsheim, der seit 1515 starkes Interesse am literarischen Werk Ulrichs genommen hatte. Der Chorherr Friedrich Fischer war 1516 neben Hutten in Bologna Syndikus der Deutschen Nation gewesen. Doch alle Beziehungen halfen nichts. Als Gegner der Kurie war Hutten bereits gezeichnet, seinen "Phalarismus" sollte dann auch der Würzburger Domherr Peter von Aufseß auf offenem Markte zerreißen. So ungeklärt die konfessionellen Fronten noch waren: es sollte sich bald erweisen, daß der neue Bischof streng altkirchlich gesonnen war, daß wohl deshalb Fuchs und Fischer als Anhänger Luthers nichts für den ehemaligen Studienfreund zu tun vermochten. So zerschlugen sich Huttens Pläne in Würzburg und bald darauf auch in Bamberg. Die Hoffnung auf Anstellung im Hofdienst treibt ihn weiter nach Brüssel zu Erzherzog Ferdinand, den späteren König und Kaiser. Ergebnislos der Versuch auch hier, trotz der Empfehlungen Sickingens, der damals am kaiserlichen Hofe noch viel vermochte.

Huttens Bemühungen um Hofdienste, um Versorgung, sind abhängig von Lebensplänen, die der "Fortuna"-Dialog andeutungsweise enthüllt. Indem Hutten sich hier ein beschauliches Dasein in mäßigem, haushäbigem Wohlstand ausmalt, spielt er zugleich auf eine mögliche Heirat an; denn nur über eine glückliche Eheschließung konnten die Träume von einer behaglichen Lebensführung für den armen Adelssproß Wirklichkeit werden. So schrieb Hutten schon im Mai 1519 an den Würzburger Freund Friedrich Fischer: "mich beherrscht jetzt eine Sehnsucht nach Ruhe. Dazu brauche ich eine Frau, die mich umsorge. Du kennst mich. Ich kann schwer allein sein,

nicht einmal bei Nacht. Vergebens preist man mir das Glück der Ehelosigkeit, die Vorteile der Einsamkeit, ich fühle mich nicht dafür geschaffen... Gib mir eine Frau, mein Friedrich, laß sie schön sein, jung, wohlerzogen, heiter, züchtig, geduldig. Besitz gib ihr genug, nicht viel. Denn Reichtum suche ich nicht, und was Stand und Geschlecht betrifft, so glaube ich, wird diejenige adelig genug sein, der Hutten seine Hand reicht." Es sei dahingestellt, ob Hutten hier auf eine Heirat mit einer Bürgerstochter anspielt, entscheidend ist: erstmals in diesem Brief begegnen Töne, die im folgenden Jahr immer wieder anklingen: Das Bedürfnis nach innerer und sozialer Ruhe, das nur durch eine glückliche Heirat zu sichern war. Voraussetzung für eine glückliche Heirat aber war eine ehrenvolle Stellung in der Welt: deshalb die Bewerbung um Hofdienste, denn was wog literarische Leistung bei dem zähen Feilschen um den Ehekontrakt, wie es der Stil der Zeit verlangte? So mußte sich Hutten auch im April 1520, kurz nachdem er ergebnislos dem Bamberger Hof seine Dienste angeboten hatte, eingestehen, "das es der jungfrawen halben... gar mit nichten vor (für) mich ist."

"der jungfrawen halben": gemeint war Katharina von Glauburg, eine Frankfurter Patriziertochter. Hutten bestürmt seinen Vetter Bernhard und seine Base (aber nicht seinen Vater), seine Werbung zu unterstützen. Katharinas Bruder aber kannte den Werber gut, er hatte mit Ulrich in Bologna studiert. Nicht ein armer adeliger Humanist, sondern im vorgegebenen Heiratskreis ein Frankfurter Patrizier, der Syndicus der Reichsstadt Dr. Adolf Knobloch, sollte Katharinas Gemahl werden. Hutten kannte ihn, den erfolgreichen Juristen, aus gemeinsamer Studienzeit in Frankfurt an der Oder und

Bologna.

Erstaunlich bleibt, daß Hutten, der auf Unbilden bis hin zum Ärger mit seinem Arzt mit bissigen literarischen Invektiven zu antworten pflegte, über das Scheitern seiner Heiratspläne schweigt. Wir wissen nicht, welche inneren Kämpfe es ihn gekostet haben mag, vom hochgestimmten Fortuna-Dialog zu der resignierenden Haltung zu gelangen, die ein Jahr später im "Fieber das ander" anklingt. In diesem Dialog, der den Konkubinat der Prälaten zum Thema hat, erklärt das Fieber als Gesprächspartner, keine Heirat Ulrichs zu wollen. Hutten antwortet: "so wilt auch nit, das ich meinem leben grunt setz." Wiederum ist die existentielle Problematik enthüllt: Ehe als geistiger und materieller Halt, den Ulrich entbehren mußte.

Hutten war — es sei noch einmal betont — jener Ritter ohne Roß, der nichts hatte als seinen adeligen Namen, jener Ritter Habebald, den Erasmus mit deutlicher Anspielung auf Hutten in seinen "Colloquia familiaria" verspotten sollte. Der Betroffene gestand selbst ein, daß die väterlichen Mittel, die er mit fünf Geschwistern zu teilen

habe, ihm nicht erlaubten, mit ritterlichem Anstand zu leben; und auch das war noch übertrieben: von "teilen" konnte nicht die Rede sein. Huttens Erbe war im Kloster Fulda, lediglich aus dem mütterlichen Erbe hatte er noch seinen Anteil zu erwarten.

Neue Lebenspläne, Ehehoffnungen, deren Scheitern und erstaunlich still ertragene Resignation: Die innere Biographie Huttens zwischen 1520 und 1522 wird weitgehend immer verborgen bleiben; denn jene Jahre sind auch Entscheidungszeit in der Geschichte der deutschen Reformation und im Leben Huttens. Er wandelt sich vom Humanisten, vom gelehrt-literarischen Sprachkünstler zum volkssprachlichen Publizisten, er ergreift leidenschaftlich die reformatorische Sache als seine persönliche Aufgabe, er, der sich mehrfach um Fürstendienste beworben hat, wird zum Fürsprecher der ritterschaftlichen Bewegung, dem letzten Aufbäumen gegen die erstarkende Macht des Fürstenstaates. Die notwendige Einzelbetrachtung der verschiedenen Seiten von Huttens äußerer Biographie: Publizistik, Reformation, Ritterschaft, muß sich immer wieder des Erstaunlichen bewußt sein, daß innerhalb von drei Jahren, begleitet von einer schon allein in ihrem Umfang beeindruckenden literarischen Tätigkeit, persönliche Entscheidungen auf den verschiedensten Gebieten fallen. Es sind Jahre eines — seinen äußeren Umständen nach — gehetzten Lebens. Die von Hutten immer wieder eingestandene Unausgeglichenheit seines Wesens, die von ihm selbst beklagte "Wildheit", aber ist nicht nur in psychischer Disposition, in sozialer Unsicherheit begründet, sondern auch in der Vielzahl von Entscheidungen, denen er sich aussetzte. So steht - und die Notwendigkeit einer Gliederung sollte das nicht ganz vergessen lassen — hinter dem Publizisten der Anhänger der Reformation, hinter diesem der Ritter und das in einer jeweils so als Lebensinhalt gespielten Rolle, daß es platterdings der biographischen Perspektive ermangelt, wollte man Hutten - wie häufig geschehen — einfach als ritterlichen Publizisten der reformatorischen Bewegung bezeichnen.

#### Humanismus — Historie — Publizistik

Die Verbindung von Literatur und Gelehrsamkeit, in der modernen Welt zwei weitgehend getrennte Bereiche, war ein Ziel humanistischer Geistigkeit, war auch für den jungen Hutten verpflichtend. Seine "Ars versificatoria", ein sehr frühes, 1511 entstandenes Werk, ist einer zitierfreudigen, mit antiker Bildung geradezu prunkenden Literatur verbunden: Kunstregeln zum Verseschmieden nach antikem Muster. Zahlreiche Nachdrucke dieses Frühwerkes, das sich vielerorts einen Platz im gelehrten Unterricht eroberte, belegen, daß es die Konkurrenz der z.B. von Celtis (1486), Wimpfeling (1505) oder

Heinrich Bebel (1506) verfaßten Verslehren nicht zu scheuen brauchte.

In seinen Schriften hat Hutten, humanistischem Stil entsprechend, zahlreiche Zitate aus antiken Autoren eingearbeitet, partienweise entstehen literarische Montagen. Bevorzugter Autor, selbst den hochgeschätzten Cicero überragend, ist Vergil; aber auch antike Naturwissenschaftler, Plinius und Galen, begegnen. Daß Plautus und Juvenal immer wieder zitiert werden, überrascht bei Huttens (oft unerwiderter) Liebe zur Satire nicht. Für diese ausgebreitete Belesenheit brauchte man Hilfsmittel, Florilegien, wie sie schon im Mittelater zum gleichen Zweck benutzt wurden. Auch Hutten hatte für seinen privaten Gebrauch zwischen 1515 und 1517 "flores" und "flosculi" aus Quintus Curtius und Sallust angelegt.

Humanistische Geistigkeit — das bedeutete auch eine bisweilen von den Gelehrten selbstgefällig zur Schau getragene, gewählte Lebensform. Sie vertrug sich nicht — so werden viele Humanisten gemeint haben — mit adeligem Lebensstil, wie er der Zeit vor Augen stand. Jedenfalls ist es Hutten ein wichtiges Anliegen, in seinem Pirckheimer-Brief darzulegen, daß er trotz seines Eintritts in den Mainzer Hofdienst "nichts weniger im Sinne habe, als meinen geliebten Studien Lebewohl zu sagen, die mich, so lange ich bei rechten Sinnen bin, beschäftigen werden, und zwar nicht nur für den Augenblick, sondern für immer, ununterbrochen, selbst inmitten dieser Ablenkungen. Darin haben sich meine Freunde in Deutschland sehr getäuscht, die der Ansicht waren, ich würde meine gelehrten Beschäftigungen aufgeben, wenn ich erst in den Hofdienst gewilligt hätte".

Gelehrsamkeit als Lebenshaltung: erschütternd zu sehen, wie Hutten in seinen letzten Lebenswochen nach Jahren kämpferischer Aktivitäten, polemischer Publizistik, Enttäuschungen und Gefahren, des sich Verzehrens in den literarisch-polemischen Streithändeln der aufgewühlten Zeit zu dieser humanistischen Arbeit zurückfinden will, hierin, und nicht etwa in seinen vielgelesenen, einflußreichen Propagandaschriften für die Neue Lehre, die Möglichkeit sieht, sich einen Namen zu schaffen. So schrieb er, bereits vom Tode gezeichnet, an Eobanus Hessus: "Ich habe mich aus dem Kriegsgetümmel zu wissenschaftlicher Muße zurückgezogen. In diesem einen Stücke, kann ich sagen, hat es das Schicksal gut mit mir gemeint, indem es mich aus großen und widrigen Stürmen zur stillen Ruhe der Studien zurückführt".

Zwischen diesen Zeugnissen von 1519 und 1523 liegt ein Leben, das mit humanistischen Idealen der Lebensführung nichts gemein hat. Drei Jahre nach dem Pirckheimer-Brief wird Hutten sogar — ein Sakrileg im Verständnis humanistischer Schriftstellerei — damit beginnen, deutsche Traktate, in der von einem rechten auf seine Latinität eifersüchtig stolzen Humanisten verachteten Sprache des Volkes, zu schreiben. Diese Wendung aber wird vorbereitet durch eine schon in Bologna anhebende Beschäftigung mit der deutschen Geschichte. Sie wächst aus einer geistigen Tradition des deutschen Humanismus heraus, aus einem ausgeprägten, bisweilen schon übersteigerten Nationalbewußtsein: man will auch literarisch "den Wettkampf mit Italien aufnehmen", gelehrteneitel zeigen, daß auch deutsche Humanisten es den Welschen gleichtun können; das Kaisertum erscheint als Auszeichnung und zu erfüllende Aufgabe deutscher Größe, die so oft eigennützige Politik Maximilians wird von vielen Humanisten als Vollzug nationalen Willens gefeiert — und zwar nicht nur in der vom Kaiser bestellten Publizistik. Humanistischer Suche nach den Ursprüngen getreu bemühen sich Gelehrte wie Beatus Rhenanus und sein Kreis um die Anfänge der Deutschen Geschichte wie man sie damals zu verstehen glaubt: um die Germanen. Die "Alten" sind für deutsche Humanisten nicht mehr nur die Vertreter der klassischen antiken Bildung, sondern — nach der gerade in diesen Kreisen als sensationell empfundenen Bekanntschaft mit der Germania des Tacitus — auch die Germanen. Die hier vorgezeichneten Entwicklungen setzt Hutten fort, als er sich mit der Gestalt des Arminius zu beschäftigen begann, schon in Bologna 1516/17 an einem Arminius-Dialog arbeitete, der 1519 auf der Steckelburg fertig gestellt, aber erst (posthum) 1527 gedruckt wurde. Das Werk steht am Anfang des Arminius-Kultes in Deutschland, erste Vorskizze zu einem nationalen Heldengemälde "Hermann der Cherusker", das dann im 19. Jahrhundert großformatig ausgemalt wurde.

Nach Fertigstellung des "Arminius" gewinnt die Beschäftigung mit der Geschichte eine neue Dimension für Hutten. Er wird, so scheint es bei erster Betrachtung, Herausgeber historischer, mittelalterlicher Quellen. 1520 veröffentlichte er aus einer Handschrift der Fuldaer Klosterbibliothek — er weilte in iener Zeit mehrmals in seiner ehemaligen Abtei - eine aus dem Investiturstreit stammende, Bischof Walram von Naumburg oft in der Forschung zugeschriebene Schrift: "De unitate ecclesiae conservanda et schismate". Im gleichen Jahr gab Hutten eine Sammlung von Sendschreiben aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, als das große abendländische Schisma, die Spaltung des Papsttums, die Gemüter bewegte, heraus: "De schismate extinguendo". Diese Sendschreiben hatte er in der Bibliothek des Zöllners Christoph Eschenfelder zu Boppard aufgestöbert. Im folgenden Jahr veröffentlichte Hutten während des Wormser Reichstages eine Schrift aus der Basler Konzilszeit: "Concilia, wie man die halten soll. Und von verleyhung geystlicher lehen pfrunden". Auf Sickingens Ebernburg hatte er diese Schrift des — wie wir heute wissen —

Magdeburger Domherrn Heinrich Toke gefunden und hatte ihr bei der Herausgabe einen Traktat des Bamberger Vikars Konrad Zärtlein

beigegeben.

Aufspüren und Veröffentlichung von Handschriften war gute, quellensichernde humanistische Übung. Was Hutten aber tat, hatte mit humanistischer Jagd nach Handschriften nichts zu tun. Einmal ganz davon abgesehen, daß ihn andere Texte interessierten: Geschichte war ihm nicht ein zeitvergessenes Sichversenken in die Welt der "Alten". Geschichte, konkret: die Bibliotheken, in denen er seine Handschriften fand, war ihm Arsenal der Waffen, die er für den politischen Tageskampf brauchte. Die von ihm edierten Quellen waren brandaktuell, ging es doch hier um den Konzilsgedanken, fand man doch hier starke Argumente gegen Papsttum und Kurie.

1520 gab Hutten (mit bewußt irreführender Datierung der Vorrede auf 1517) des Laurentius Valla Nachweis der Fälschung der Konstantinischen Schenkung heraus. Erst dadurch wurden Vallas Ergebnisse in Deutschland bekannt. Die Schrift erregte ungeheures Aufsehen; Luther war betroffen über diesen Beweis der "Nichtswürdigkeiten der

papistischen Finsterlinge".

Was in der Herausgabe historischer Traktate noch notdürftig getarnt als reformwillige, wenngleich harsche Kirchenkritik verstanden werden konnte - Hutten hatte sich nicht gescheut, Walrams von Naumburg Traktat jenem Erzherzog Ferdinand zu widmen, bei dem er auf Hofdienste hoffte —, enthüllte sich 1521 als Vorbereitung des Angriffs auf die Kurie aus einer nationalen Position heraus: "Anzeig, wie allwegen sich die Roemischen Bischoeff-Baebst gegen die teutschen Kayßeren gehalten haben". Hier wird das Kaisertum mit Deutschland und seiner Geschichte identifiziert; wie in der nationalstolzen Geschichtsschreibung des 19. Jahrunderts wird in jeder Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst ein heimtückischer Angriff auf die deutsche Nation gesehen. Die Wirkung der Schrift war beträchtlich. Sie bildete den Stoff für Diskussionen auf dem Wormser Reichstag, den Anlaß auch für Friedrich den Weisen, darüber nach Sachsen zu schreiben. Die "Anzeige" stellt Geschichte in den Kampf gegen das Papsttum. Dieser Kampf und nicht die Vergangenheit, bildet den Gegenstand, um die Würde der deutschen Nation zu erproben. Hinfort brauchte Hutten nicht mehr die Geschichte, die scheinbar wissenschaftliche Herausgabe von Texten als Tarnung. Er hatte sein Visier aufgeschlagen, den Hauptgegner benannt und konnte nunmehr auf das fragwürdige Mittel des historischen Beweises im publizistischen Tageskampf verzichten.

Huttens historische Sicht blieb letztlich der so vieler Humanisten verpflichtet; wie diese ihr Bild von der Antike über die Zeiten hinweg zur Perspektive ihrer Gegenwart machen wollten, so suchte er die Aktualisierung vergangener Kämpfe des Mittelalters. Diese Benutzung der Geschichte aber bildete für ihn das Bindeglied in der Entwicklung vom humanistischen Gelehrten zum volkstümlichen Publizisten. Erstmals in dem großen Gedicht "Klag und Vermahnung", das im Herbst 1520 entstanden war, schreibt Hutten deutsch. Durch öffentlichen Anschlag dieses Gedichts macht er sichtbar, daß es ihm nicht mehr um die Zustimmung gelehrter Kenner, sondern um die der Öffentlichkeit ging. Dieses Werk ist in vielem noch ungefügt, noch nicht so geschliffen und durchkalkuliert, wie die bald darauf folgenden Schriften, deren Leidenschaftlichkeit berechnet, deren scheinbare Spontaneität allein Ergebnis skrupulösen stilistischen Feilens ist. Einen "zornigen spruch", den er "in der ersten Hitze" habe ausgehen lassen, nennt Hutten aus distanzierender späterer Erfahrung seinen Erstling in deutscher Sprache.

Huttens Wandlung entsetzte viele Humanisten. Erasmus klagte schon 1521, daß der "lutherische Sturm das satirische Talent Huttens den Musen entfremdet" habe; der einstige Bologneser Kommilitone, der nunmehr zum Gegner gewordene Georg Sauermann, kritisiert, Hutten suche mit seinen deutschen Schriften dem niederen Volk zu schmeicheln und selbst die Bauern mit seinen Gedichten zu ködern. Stimmen der Irritation angesichts neuer geistiger und — oft übersehen — auch sozialer Perspektiven in den Anfängen der reformatori-

schen Bewegung.

Die entscheidende Wendung in Huttens Entwicklung um das Jahr 1520 zeigt sich auch an der Druckgeschichte seiner Werke. Bisher hatte die Offizin Johann Schöffers zu Mainz die meisten Schriften des fränkischen Ritters verlegt. Dann aber wird Johann Schott in Straßburg, den Hutten auf der Ebernburg im September 1520 kennen lernte, der bevorzugte Drucker; ein Geistesverwandter, der zunächst humanistische Texte, dann aber reformatorische Schriften in großer Zahl herausbrachte und Ulrich über dessen Tod hinaus als Drucker von insgesamt 17 seiner Schriften die Treue hielt.

Es ist unmöglich, die Vielzahl der Traktate, Pamphlete, Dialoge, Flugschriften, die Hutten in den Entscheidungsjahren der Reformation hat ausgehen lassen, aufzuzählen oder gar im Einzelnen zu würdigen. (Einen sicheren Leitfaden stellt das Werk von J. Benzing dar, in dem es gelungen ist, die verschlungene Druckgeschichte von Ulrichs Oeuvre zu entwirren.) Hingewiesen sei allein auf die von Hutten selbst zusammengestellte und 1521 veröffentlichte Sammlung von vier ursprünglich lateinischen, nun aber übersetzten Dialogen, auf das "Gesprächsbüchlein", enthaltend: Fieber das erst, Fieber das ander, Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit, Die Anschauenden.

Das Publikum, auf das die Huttenschen Schriften seit 1520 zielten, charakterisiert der päpstliche Legat Hieronymus Aleander aus —

wenngleich subjektiver — Anschauung, aus persönlichen Erfahrungen in der Mainzer und Wormser Diözese: Klerus und Volk "rühren sich aber durchaus nicht deshalb, weil sie von den Grundlagen der lutherischen Lehre viel verstünden — denn nur seine Schmähreden und Huttens Satiren machen auf sie Eindruck -, sondern weil sie im voraus gegen die römische Kirche aufgebracht sind." Aleander bezeugt hier, stellvertretend für zahlreiche andere, gleichgerichtete Belege, die Wirkung von Huttens Publizistik und läßt einen wesentlichen Grund für diese Wirkung erkennen: Unmut, ja Zorn über die Praktiken der römischen Kirche hatten Tradition im spätmittelalterlichen Deutschland, Huttens Dialoge benutzten, konzentrierten und lenkten gleichermaßen diese Stimmungen. Bedenkenlos werden auch Vorurteile benutzt: der persönlich integre, asketisch lebende Kardinal Kajetan wird der Prunksucht und Völlerei bezichtigt. Hutten kannte sein Publikum. Solche Stereotype fielen auf fruchtbaren Boden, wo klerikale Genußsucht schon seit langem und berechtigtermaßen ein Thema der Kirchenkritik war. Immer wieder greift Hutten Rom und Kirche nicht als überpersönliche Institution an, sondern im vorgestellten Einzelfall, in der fiktiven Personifikation, im Alltag; die Verwandtschaft mit dem moralischen Rigorismus und der Predigtpraxis spätmittelalterlicher Zeitkritiker ist bei allen Neuerungen, die Hutten mit seinen Dialogen einführt, noch erkennbar, sichert ebenfalls die Wirkung dieser Schriften.

Die Wirkung von Huttens Publizistik, die "die höheren Prälaten zittern" machte, um Aleander zu zitieren, war nicht nur geistig von spätmittelalterlicher Vorbereitung abhängig, sondern auch von den Formen, in denen sich öffentliche Meinung und Publizistik ausgebildet hatten. Charakteristisch ist hierfür eine weniger an Ideen und Programmen als an Personen orientierte Parteilichkeit: Ehrenschelte, Lobrede, Schmähgedicht sind die gebräuchlichsten Mittel der damaligen Publizistik, spiegeln das Für und Wider in der öffentlichen Meinung. Wie aber Hutten Hergebrachtes übernimmt und umformt, zeigen bereits seine 1517 abgeschlossenen fünf Reden gegen Herzog Ulrich von Württemberg, den Meuchelmörder des Verwandten Hans von Hutten. Formal sind diese Reden, ihres antiken Gewandes, ihrer oft direkten Übernahme ciceronianischer Redekunst entkleidet, mit den spätmittelalterlichen Schand- und Schmähbriefen vergleichbar, in denen man sich in Wort und Bild gegen alle Willkür, auch die eines Fürsten zur Wehr zu setzen pflegte. Hier wie dort herausfordernde Ehrenschelte, Ehrschmähung des Gegners, Bitte um Beistand gegen erlittenes Unrecht, Fehde mit Worten, wo Schwertfehde untauglich war. Hutten aber bedient sich nicht der üblichen Schimpfartistik der Schandbriefe, die Siegel und Wappen des Geschmähten verbal und bildlich durch den Kot zu ziehen pflegten, er beschimpft auch seinen

Gegner nicht als — um ein Beispiel zu zitieren — "von dem Schweiß, der Judas von den Hoden tropfte, entsprossen" — Huttens Ehrschmähungen sind nur im Prinzip diesen Scheltbriefen verwandt, ansonsten kultivierter und damit wirkungsvoller: Ulrich von Württemberg erscheint im unmittelbaren Wortsinn als Mißgeburt, als Nero und als Verräter deutscher Tugenden. Schmähungen, auf derb formulierenden Rittersinn ebenso berechnet wie auf gebildete Schichten. Hieran zeigt sich ein wesentliches Moment der Publizistik Huttens: sie erreichte in ihrer Wirkung alle Schichten, weil sie Volkstümlichkeit und literarischen Geschmack verband, traditionelle Formen durch die Übernahme antiker Vorbilder zum Neuen gestaltete. Denn auch in Huttens deutscher Publizistik bleibt humanistische Bildung erkennbar, Lehnsübersetzungen aus Cicero, Elemente der lateinischen Rhetorik werden eingeschmolzen, die Technik des Dialogs ist von Lukian übernommen.

Bei aller humanistischen Bildung, die in den deutschen Schriften manchen zeitgenössischen Kenner entzücken mochte, streben sie doch nach Einfachheit, Übersichtlichkeit, Volkstümlichkeit. In den deutschen Übersetzungen seiner lateinischen Werke löst Hutten die komplizierte Syntax auf. Bei langen Perioden bemüht er sich durch zusammenfassende Einschübe und Anakoluthe um Klarheit. Selten

nur überlastet er die deutschen Satzgefüge.

sprachschöpferische Begabung verfügte.

Hutten kann Deutsch schreiben. Selbst wenn man ihm "unbeholfene Meistersingerreime" nachsagt (Haym), muß man einräumen, daß sie auf seine Zeitgenossen ergreifend gewirkt haben. Anders als viele Humanisten, deren seltene deutsche Briefe erschütternd belegen, wie wenig sie, die mit Eleganz die lateinische Stilistik beherrschten, ihrer Muttersprache abgewinnen konnten — man erinnere sich nur der klobigen Syntax, des unbeholfenen Stils in Wimpfelings deutschen Briefen —, konnte Hutten seine Muttersprache zum wirksamen publizistischen Mittel machen — auch wenn er nicht über Luthers

Huttens Publizistik lebt gleichermaßen aus Tradition und Neuschöpfung. In einem ist er ohne Vorläufer und Nachfolger in seiner Epoche: in dem Maß, in dem er sich und sein Schicksal in den Mittelpunkt seiner Schriften stellt; dies scheint wesentlich zu ihrer heute nicht mehr ganz verständlichen Wirksamkeit beigetragen zu haben; denn die öffentliche Meinung war noch wenig geschult, in politischen und sozialen Kämpfen nach abstrakten Gegensätzen zu suchen, sie fragte vielmehr nach den persönlichen Repräsentanten der streitenden Parteien. Diese Eigenart des öffentlichen Bewußtseins erklärt die in ihren Mitteln nicht wählerischen Beschimpfungen des Gegners, ein Charakterzug der gesamten damaligen Publizistik (deren grobianische Auswüchse aber bei Hutten selten begegnen). Der

fränkische Ritter findet seinen individuellen Ton innerhalb dieser aufgeregten, heute fast vergessenen Literatur der Sendschreiben, Flugschriften, offenen Briefe, deren Drucke durch wandernde Buchführer und durch Fuhrleute in allen deutschen Landen verbreitet wurden. Dem personal orientierten öffentlichen Bewußtsein trägt er nicht nur im Angriff auf den Gegner Rechnung, sondern vor allem in der Darstellung seiner Person, wobei er sich oft genug nicht als Held, sondern — wirksamer — als Opfer stilisiert.

## Hutten und die Reformation

Die "causa Lutheri" war Hutten, wie so vielen seiner Zeitgenossen, anfangs nur ein Mönchsgezänk: "Luther hat Krieg mit vielen. Sieh doch die Theologen, die sich zerreißen, indem sie sich ineinander verbeißen" — urteilt er 1519. Ein Jahr später fühlt er sich genötigt, dieses Desinteresse zu entschuldigen: Hofdienste hätten ihn abgehalten. Jetzt stürzte er sich in den "lutherischen Handel". Im April 1520 schreibt er von der Ebernburg aus an Luther, dieser möge sich unter den Schutz der Ritterschaft stellen, gemeint ist der Schutz Franz von Sickingens, wie ein erneutes Schreiben zwei Monate später verdeutlicht. Luther hat diese Briefe, hat diese Hilfserbieten offenbar keiner Antwort für Wert befunden; sie sind, was den Verlauf der Reformation angeht, nur allenfalls eine Anmerkung wert; was die innere Geschichte der lutherischen Bewegung betrifft, jedoch von großer Aussage: Schutz der Person Luthers durch das in der Ritterschaft handelnde Volk war Huttens Konzeption; Schutz seiner Lehre aber durch das Fürstentum, das war der von Luther beschrittene Weg.

Huttens Briefe, die merkwürdigerweise in Wittenberg gedruckt wurden, weil Schreiben eines Hutten an den Reformator eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse waren, weisen auf eine Begebenheit wenige Jahre zuvor zurück. Damals hatte Hutten die Sache Reuchlins zu seiner eigenen gemacht, war allenthalben für den von Kölner Dominikanern Verfolgten eingetreten, hatte ebenfalls Sickingen veranlaßt, dem Pforzheimer Gelehrten Schutz anzubieten. Was aber im Reuchlinschen Handel noch eine Angelegenheit der Humanisten war, wird in der "causa Lutheri" Aufgabe der Ritterschaft. Schutz der unschuldig Verfolgten war ein Postulat des Adelsideals. Hutten war auch nicht der Einzige, der die Hilfe der Ritterschaft anbot — gleichermaßen handelte der fränkische Adelige Sylvester von Schaumberg. An ritterliche Verantwortung hatte 1521 auch Eobanus Hessus appelliert, als er an Hutten eine poetische Aufforderung gelangen läßt, Luther und die deutsche Freiheit mit dem Schwerte zu schützen, da Schriften und Verse nicht mehr genügten. Geschmeichelt antwortete der Adressat zustimmend im "Responsorium ad Eobanum Hessum". Ein weiteres Zeugnis für die damals weit verbreitete Stimmung: Hermann von dem Busche flehte in einer "Litanei der Deutschen" — in eben jenem Jahre 1521 erschienen —, daß Gott den Pylades Luthers, Ulrich von Hutten, in seiner Verpflichtung ausharren lasse.

Die national gestimmte Huttenforschung hat sich gern dieser Zeugnisse bedient, um Hutten als Schwertträger der Reformation zu feiern. Aber alles, worauf man sich berief, war Wortgeklingel: Hutten hatte sich für seine Hilfsangebote allein die Macht Sickingens ausgeliehen — und diese stand auf schwachen Füßen, wie sich alsbald vor Trier und Landstuhl erweisen sollte. Zu Recht urteilte Ranke, es wäre ein Glück für Luther gewesen, daß er mit der Ritterschaft nicht in einen engeren Bund getreten sei.

Im selben Jahre 1520, als Luther seine Schrift "An den christlichen Adel deutscher Nation" erscheinen ließ, entwickelte Hutten in einem Briefe an Kurfürst Friedrich den Weisen, Luthers Herrn, ein Programm, was mit kirchlichen Einkünften, Annaten und Ablässen anzufangen wäre, mit all jener Weltlichkeit der Kirche, die Luther verworfen hatte. Was bei Luther zu "des christlichen Standes Besserung" in christlicher Verantwortung dienen sollte, denkt Hutten, den Ereignissen voraus, bereits als Säkularisation: sozialen Zwecken sollen die kirchlichen Einkünfte dienen, zum Almosen für die Armen. "zu ernärung und besoldung gelerter leut" und vor allem zur Ausrüstung von Kriegsvolk gegen die Türken. Letzteres war virulent in adeligen Kreisen. Selbst der kaiserliche Feldhauptmann Michael Ott von Echterdingen hatte in der (allerdings unterdrückten) Vorrede seines Kriegsbuches Ahnliches gefordert. Hutten aber sieht weniger den Türkenzug als die Standesvorteile: "Do würden vil armer gesellen, deren sunst ein teil armuts halben rauben und stelen, von einer redlichen belonung zu leben haben." Dies sind die Töne, die ihm so begeisterte Zustimmung in Adelskreisen "armer gesellen" sicherte. Töne die des päpstlichen Nuntius Aleander Befürchtung verständlich werden lassen: "Gegen uns erhebt sich eine Legion armer deutscher Edelleute, die nach dem Blute des Klerus dürstend, unter Huttens Führung am liebsten gleich über uns herfielen."

Der Kampf gegen das Papsttum war für Hutten anders als für Luther nicht ein Kampf für eine christliche Weltordnung, war nicht theologisch motiviert, sondern war ein Kampf für die Interessen der — bereits weltlich autonom gedachten — "Teutschen Nation". Der fränkische Ritter verlängert hier eine spätmittelalterliche Tradition. Schon 1457 hatte der Jurist Martin Mair in einem Briefe an Papst Pius II. dem Papsttum die Schuld am Niedergang des Reiches gegeben. Danach dominierte in den "Gravamina der deutschen Nation", hinter denen die Autorität des Reichstages stand, ein Ton: die an die Kurie

fließenden Gelder bluten — angeblich — Deutschland aus. Hutten wendete diese Tradition aus dem Fiskalischen ins Grundsätzliche, übersteigerte sie maßlos, aber wirkungsvoll: Das Papsttum habe "unser vatterland Teütsch nation... in gefengnuß und dienstbarkeyt gesatzt", folgerte er in seinem Brief an Friedrich den Weisen aus den von ihm herausgegebenen historischen Schriften.

Mit Genugtuung hat die ältere Forschung die zahlreichen sprachlichen Umkleidungen des nationalen Gedankens in Huttens Werk registriert, hat dem fränkischen Ritter einen Ehrenplatz in der Entwicklung des deutschen Nationalgefühls zugewiesen — unverdientermaßen; denn in keinem Punkte ist Hutten originell, er bereichert das Nationalgefühl um keinen neuen Gedanken, er übernimmt nur, was in weiten Kreisen vor ihm bereits gesprochen und gedacht wurde. Nun will ein Publizist nicht an der Originalität, sondern an seiner Wirkung gemessen werden, aber der entscheidende Einwand gegen die ältere Forschung ist, daß die Berufung auf die "Teutsche Nation" in Huttens Werken zumeist nur die geistige Bedeckung ist, um gegen Kurie und Pfaffen anzugehen.

Huttens literarische Fehden gegen Rom, Prälaten und Pfaffen hatten sich seit 1520 radikalisiert. Was zuvor direkt oder indirekt an Kirchenkritik in seinen Werken zu finden ist, bewegt sich — allenfalls gepfeffert durch stilistisches Temperament - im Grenzbereich einer reformerischen Kritik, wie sie von vielen Humanisten, ja auch von vielen Prälaten vertreten wurde. Die Radikalisierung der Schriften nach 1520, die emotionale Pfaffenfeindschaft hat wohl weniger mit der Erfahrung der reformatorischen Bewegung als mit der inneren Biographie Huttens zu tun. Das wird im Dialog "Fieber das ander" andeutungsweise sichtbar. Das Fieber mahnt Hutten zur Ehelosigkeit: "Du bist zumal zart und unleydlich worden. Ettwann hettestu dir vorgesätzt, alle bitterkeit umb der künst willen zu leyden." Hutten entgegnet: "Mich hastu nun genug unterweyst, hernach ler die pfaffen, das die den rechten weg gehen." Begegnet nicht hier ein zentrales Haß-Motiv: die Ablenkung vom eigenen Leid? Als zu Brüssel 1520 Huttens letzter Versuch, Anstellung im Hofdienst zu finden, scheiterte - es gab zu viele Huttens, zu viele verarmte Edelleute, die Hofdienste suchen mußten —, sah er den Grund dafür in Intrigen römischer Kurtisanen. Er machte sie in der "Klagschrift an alle Deutschen" (1520) und in Briefen an humanistische Gesinnungsgenossen für sein Mißgeschick verantwortlich. Seitdem hat er sein Thema: Rom, immer wieder Rom und die Pfaffen stehen seinem Lebensglück im Wege; bis zum Verfolgungswahn fühlt er sich allenthalben von Rom und den Pfaffen bedroht. Hier ist der Feind, den er für alle Widrigkeiten seines Geschicks verantwortlich macht.

Nicht Luther, sondern Hutten fand in der Frühzeit der Reformation die gröbsten und im Volke wirkungsvollsten Worte der Papstfeindschaft, des Pfaffenhasses. Über die "Conquestio", die ursprüngliche lateinische Fassung der "Klagschrift an alle Deutschen" schrieb Lazarus Spengler: "Darin keert er den Bapst und gaistlichen... also grob ab, das Luther noch ain hailig dabey ist." Solche Schriften machten den Streit handlich — und Hutten populär. Für knappe drei Jahre galt er in Oberdeutschland so viel wie Luther, die "causa Lutheri" war in den Augen der Zeitgenossen auch eine Sache Huttens geworden. Graf Robert von der Mark z. B., der "Eber der Ardennen", ein Haudegen wie Sickingen, erklärte anfangs 1521 diesem seine Bereitschaft, die Führer der reformatorischen Bewegung zu beschützen: "ich mag leiden, das jr auch den lutter mit dem von Hutten allzeit zu mir schicket, domit ßie einander gut gesellschaft mechten".

Für die Kurie waren Hutten und Luther die hauptsächlich zu bekämpfenden Gegner. Die Bannbulle vom 15. Juli 1520 hatte sowohl den Reformator als auch den Ritter treffen sollen. Zehn Tage zuvor hatte Kardinal Albrecht, Luthers Bischof und bis vor kurzem auch Huttens Herr, einen geharnischten Tadel aus Rom erhalten: er sollte sich rechtfertigen wegen der Neuerung ("novitas") Luthers und der Verwegenheit ("temeritas") Huttens. "novitas" und "temeritas" man sah an der Kurie offenbar die verschiedenen Positionen; anders die meisten deutschen Zeitgenossen: sie sahen das vordergründig Gemeinsame, den Kampf gegen Rom. Myconius nennt z.B. 1520 in einem Atemzug Erasmus, Luther, Hutten und Valla als Vorkämpfer der gleichen Sache, den Fürsten der Humanisten, den Reformator, den papstfeindlichen fränkischen Ritter und jenen Laurentius Valla, dessen Entlarvung der Konstantinischen Schenkung Hutten erst in Deutschland bekannt gemacht hatte; eine solche Zusammenstellung war nur zu einer Zeit noch möglich, da man selbst in Schriften Luthers und Huttens radikale Anstöße zu einer Kirchenreform sah, um die auch ein Erasmus mit soviel Kultur bemüht war, in einer Zeit, als man noch nicht das Entstehen konfessioneller Trennung bemerkte.

Wie sehr im zeitlichen Umfeld des Wormser Reichstags von 1521 Luther und Hutten gemeinsam als die Hauptfechter gegen die Alte Kirche und das Papsttum angesehen wurden, belegen zeitgenössische Zeugnisse zur Genüge. Bezeichnend schon der Titel einer damals erschienenen anonymen Schrift: "Rede des Sanctus Abydenus Corallus Germ. für den deutschen Ritter Ulrich von Hutten und Martin Luther, die Verteidiger der vaterländischen und christlichen Freiheit an Kaiser Karl und die Fürsten Deutschlands". Luther und Hutten erschienen auch den Verteidigern der Alten Ordnung als die zu bekämpfenden Neuerer. In Schlettstadt wurden 1521 die Bildnisse

"St. Luthers und Huttens" mit Spottversen versehen an der Säule des Galgens aufgehängt. In dem gereimten Dialog des Nürnberger Drukkers Leonhard zu der Aych, eines altkirchlich gesonnenen Mannes, "Koegel spil gebracttizirt auß dem yetzigen zwytracht des glaubens" (1522), treten Luther und Hutten als Vorkegler der neuen Lehre auf, besonders der Ritter zeigt dabei eine Vorliebe für stürmische Würfe. Ein berühmter Holzschnitt, "Triumph der Wahrheit", bezeugt, wie bedeutsam Huttens Rolle in der Frühzeit der Reformation von den Zeitgenossen eingeschätzt wurde. Auf dem allegorisierenden Blatt begleiten Luther und Karlstadt den Wagen des Heilands, in der Mitte aber, mit einem Palmzweig in der Hand führt Hutten als Ritter am Schweif seines Rosses die gefesselte Schar des Antichrist.

Als nach dem großen Wormser Reichstag sich die konfessionellen Fronten zu klären begannen, wurde auch das Trennende zwischen den Wittenberger Reformatoren und Hutten offenbar. Man brauchte im Lager der Neugläubigen jetzt mehr den theologischen Führer als den publizistischen Agitator. Der Name Luther wurde zum Parteinamen. Hutten reagiert auf diesen Stimmungswandel indirekt in seiner "Expostulatio" (1523): Er habe den Kampf gegen Rom ganz auf eigene Faust, in eigener Verantwortung geführt. Weil aber alle Gegner der päpstlichen Tyrannei "Lutheraner" genannt würden, wolle er, der sich keiner Partei zuzurechnen wünsche, sich das Unrecht dieser Bezeichnung ("appellationis iniuriam") "Lutheraner" gefallen lassen.

Hutten hatte deutlich gesehen, was ihn von Luther trennte, in einem Brief an den Reformator hatte er seine Plane als weltliche im Gegensatz zu den geistlichen Anliegen des Adressaten bezeichnet. Eine persönliche Beziehung zwischen beiden Männern fehlt, der Ritter fühlt sich einmal sogar zu der Klage berechtigt, "daß Luther nicht ein einziges Wort an mich richtet". Beide wagten nie den Versuch, auf Leistungen und Eigenart des anderen näher einzugehen. Die Frage ist, ob sie nur den gleichen Gegner hatten, ob ansonsten Hutten dem theologischen Anliegen Luthers fremd gegenüber stand, während umgekehrt der Reformator in dem zur Tat drängenden Ritter nur Ungestüm sah, das der Ausbreitung der Reformation Schaden zufügen, ja die Bewegung diskreditieren konnte. Für eine solche Auffassung gibt es Belege: Huttens Tod scheint in Wittenberg nicht weiter interessiert zu haben. Überhaupt hat Luther einige Male eher abschätzig von Hutten gesprochen: "tapfere Schriften" - das war das positivste Urteil, das er nach 1521 dem publizistischen Werk abgewann. Schließlich urteilte er über ihn: "ein stolzer, frecher, freveler Mensch". Denn nach der mißglückten "Pfaffenfehde", nach Sickingens Sturz bemühten sich die Wittenberger um Distanz von dem zutiefst kompromittierten Hutten. Dieser schade der Reformation, urteilt Melanchthon 1523, "während er uns eine Fülle von Haß zugezogen hat, ergötzt er sich in den Kneipen." Melanchthon sah sehr wohl, wie stark Hutten der reformatorischen Sache verpflichtet war, und flüchtete sich in die antike Sentenz, daß zur Unzeit und in ungenügender Weise bewiesene Freundschaft sich von offener Feindschaft nur wenig unterscheide.

#### Der Ritter

Titelholzschnitte Huttenscher Werke verfehlen selten darauf hinzuweisen: Ulricus ab Hutten Eques Germanus. Das galt als verkaufsfördernder Hinweis; eine Gesellschaft, in der ständische Ränge bestimmend waren, schloß, so wußte man in den Offizinen, von der ständischen Qualität des Verfassers auch auf die Werke; der Bildschmuck eines Buches aber wurde mit Billigung des Verfassers festgelegt. Ohne Zweifel sind diese Titelholzschnitte Ausdruck eines gern zur Schau getragenen Standesbewußtseins, aber nicht eines Standesdünkels; dafür ließen die humanistischen Freundeszirkel mit ihrem stolz behaupteten Gemeinschaftsbewußtseins nicht viel Raum. Von den "Alten", von den antiken Autoren wußte man, daß die Vorrechte des Adels in der Tugend zu beweisen waren — auch Hutten hat diesen Gedanken mehrfach zitiert, der jedoch schon im Mittelalter immer wiederholt, zum Topos erstarrt war. Eigenhändige Notizen Huttens beweisen, daß er über seinen Titel "Eques Germanus", der ihm angeboren war, eifersüchtiger gewacht hat als über den "poeta laureatus", den er erworben hatte.

Huttens Ritterideal ist nicht das des rüstungstolzen Kriegers und auch nicht das des prächtig gekleideten Hofmannes. Vorbild ist ihm der Großvater Lorenz, ihn rühmt er: "Sinceriter citra pompam", frei übersetzt: aufrichtig, treu ohne Protzentum. Hutten repräsentiert ein sehr häufig in jener Zeit belegbares Verständnis von schlichter adeliger Lebensführung, das hinter der ebenfalls vorhandenen prachtprunkenden Darstellung adeliger Herrschaft oft übersehen wird. Auch die Chronik des Grafen Froben Christoph von Zimmern, der der Familie Hutten verwandtschaftlich verbunden war, ist von diesem Adelsverständnis geprägt; wie bei Ulrich verbindet sich hier eine konservative, luxusfeindliche Lebenshaltung mit einem Wertgefühl von Schlichtheit, die als deutsche Eigenart verstanden wird.

Huttens Lebenszeit ist die Zeit auch einer vergröbernd so genannten Adelskrise, die zumeist mit Funktionswandlungen im Heer- und Verwaltungswesen, mit dem wirtschaftlichen Niedergang der Ritterschaft und dem Aufstieg des Fürstentums in Zusammenhang gebracht wird. Sichtbarstes Zeichen für diese Adelskrise sei das Scheitern Sickingens in seinem Kriegszug gegen das Erzstift Trier und der

sich daran anschließende "Rittersturm" in Oberdeutschland 1523, als der Schwäbische Bund eine Strafexpedition gegen den fehdelustigen Adel unternahm.

Adelskrise: das bedeutete für die Ritterschaft vor allem Anpassung an eine gewandelte Welt. Alte Traditionen verblassen. Weder Hutten noch Sickingen haben den Ritterschlag empfangen. Die Zeit unterschied noch zwischen dem Ritter, dem "eques auratus", und dem einfachen Junker, dem "eques". Doch wenn auch Hutten selbst diese Unterscheidung noch akzeptierte und im Sommer 1517 die Reise ins Heilige Land plante, um hier an der Grabstätte des Herrn den Ritterschlag zu empfangen, so war doch diese Zeremonie weder von ihm noch von seinen Standesgenossen in ihrem einstigen Wert noch akzeptiert worden. Man suchte statt dessen nach neuen Werten. Hutten — und nicht er allein — wies der Ritterschaft die führende Rolle in der Neugestaltung der weltlichen Ordnung zu. Das lag in der Zeit: zwischen 1498 und 1510 schrieb ein bis heute geheimnisvoll Unbekannter, der sog. Revolutionär vom Oberrhein, sein Buch der hundert Kapitel: die Ritter sollten Träger einer Sozialreform und einer Reichsreform sein. Aus diesem ritterschaftlichen Selbstbewußtsein wird wohl auch ein 1520 gemeinsam mit Hans von Schwarzenberg von Hutten verfaßtes Reimgedicht getragen sein, das sich gegen den Kaufmannsstand richtete. Angesichts patrizischer Freunde schien Hutten die Veröffentlichung dieses Reimgedichts nicht geraten; das nie gedruckte Werk ist verloren. An der heftigen wirtschaftlichen Diskussion der Zeit, dem Streit um die Monopole, offen gegen Fugger und Welser, die großen Handelsgesellschaften, gerichtet, hat Hutten mehrfach in seinen Dialogen teilgenommen, ohne aber neue oder tiefere Ausführungen zu machen, ohne auf bereits traditionelles Eifern gegen überflüssigen ausländischen Luxus, gegen die kostspielige Einfuhr fremder Gewürze zu verzichten. Er griff vorhandene Stimmungen auf, ohne sie weiter zu entwickeln.

Vor Eröffnung des Wormser Reichstags hatte Ulrich von Hutten bis nach Böhmen hin Verbindungen geknüpft, um alle Gleichgesinnten zum Kampf für die Reformation zu sammeln und damit die Auffassung zu realisieren, daß die Ritterschaft zur Neuordnung der deutschen Dinge berufen sei. Ulrich hatte dabei sehen müssen, daß er allein nicht von der Autorität des Reichstages und der Hoffnung auf die Einsicht des Kaisers geblendet war wie seine Standesgenossen, daß er vereinsamt blieb in dem Bemühen, mit einer ritterschaftlichen Demonstration die Verhandlungen unter Druck zu setzen. Verzagt schrieb er im April 1521 an Luther, daß er durch eine solche Demonstration auf den Gang der Verhandlungen eingewirkt hätte, wenn er nicht durch die Klugheit seiner Freunde zurückgehalten worden wäre. Grundsätzlich sah er in der antirömischen Bewegung

die Chance, eine Sammlung der Ritterschaft herbeizuführen. Das Interesse Roberts von der Mark und Franz von Sickingens an Hutten, dem wortgewandtesten unter den "verarmten Edelleuten", die nach einer Äußerung Capitos aus dem Jahre 1521 "jetzt am höchsten dem Luther anhängen", war nicht uneigennützig, hofften sie doch, seine Anhänger auch zu den ihren machen zu können. Denn "ein Haufen verschuldeter Edelleute vergöttert Hutten" klagte Aleander. Sickingen sah es genau so, naturgemäß ins Positive gewendet. Diese Resonanz muß Hutten genossen haben. Hier war Wirklichkeit, was er ruhmredig übertreibend 1518 an Pirckheimer geschrieben hatte: "Der Stand des Adels hat sein Auge auf mich gerichtet".

Ritterschaft und Fürstentum: das Problem begleitet die Lebensgeschichte Huttens schon seit den Pamphleten gegen Ulrich von Württemberg — aber es ist darauf hinzuweisen, daß in jener Zeit ein Ludwig von Hutten dem Württemberger die horrende Summe von 10 000 fl vorstrecken konnte, der Ritter dem Fürsten. Nüchterne Aktenarbeit zeigt immer wieder, daß Fürsten mit kleinen und großen Summen bei ihrem Adel verschuldet waren. Schon aus diesen Erfahrungen heraus ist der Ritterschaft das Fürstentum noch nicht die überlegene Macht, die es in der historischen Perspektive zu sein scheint. Auch die Fürsten sah man als Mithandelnde, als Hochadelige zwar, nicht aber als Obrigkeit. Das Scheitern Sickingens, in das die Lebensgeschichte Huttens verflochten ist, bedeutete letztlich für die Ritterschaft das Erwachen aus einer Illusion, einer Illusion, wie sie Ulrich von Hutten zu der Utopie einer ritterschaftlichen Reformation verleitet hatte, einer Illusion, die letztlich Folge des spätmittelalterlichen Adelsromantizismus war. Das ritterschaftliche Denken wird nach 1522 nüchterner, man sieht die wahren Kräfteverhältnisse, aber eine wirkliche Standeskrise gab es nicht.

Selbstüberschätzung hatte Sickingen in die Katastrophe geführt. Er hatte die Rolle überbewertet, die er, wie sein Gesinnungsverwandter Robert von der Mark, im politischen Tageskampf zeitlich zwischen 1519 und 1521, sachlich zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich spielte. Robert von der Mark und Sickingen waren, von den Mächtigten umworben, wichtige Figuren im politischen Spiel. Beide sahen aber nicht, daß die Fürsten erst die Eröffnung spielten, daß einem ritterlichen Condottiere nur in der Phase vorbereitenden Abtastens in den Händeln der Großen ein Freiraum gestattet war.

Hutten zog sich auf die Ebernburg zurück, gescheitert in seiner sozialen Existenz. Diese "Herberge der Gerechtigkeit" war ein Asyl für so manchen, ein Asyl, dessen Gefährdung den Insassen teils aus Verblendung, teils aus verzweifelter Hoffnung nicht bewußt werden sollte. Als Hutten den Schutz Sickingens suchte, brach er mit einer Vergangenheit, in der er im Fürstendienst seine adelige Existenzform

suchte: "Denn was soll ich sonst tun, da ich doch etwas tun mus?" so hatte er einst den Eintritt in den Mainzer Hofdienst begründet und an anderer Stelle ergänzt, "daß mich keine Lockung... oder Neugierde an den Hof zieht, sondern die Notwendigkeit dahin treibt". An Hermann von Neuenahr schreibt er 1518, nur über die fürstlichen Höfe sei die Verbreitung des Humanismus und die wirksame Verteidigung Reuchlins möglich, hier sollte für die neue Gelehrsamkeit eine Heimstatt geschaffen werden, Humanisten sollten gleichberechtigt neben die hochgeehrten Juristen und Theologen treten. So tönt es im Pirckheimerbrief: "Einige Fürsten haben wir gezwungen, uns aus Scham wohlzutun, und sie haben wenigstens so viel verstanden, daß es eines Fürsten würdig ist, die Wissenschaften zu fördern. Daher rate ich, ihr Wohlwollen auf jede Weise einzufangen und, wo immer es geht, der Gunst des Fürsten die Netze zu spannen, ihnen anzuhangen und unbedenklich die öffentlichen Geschäfte zu betreiben, um es den andern gleichzutun, zumal wir sehen, daß diejenigen, die Juristen und Theologen heißen, die derselbe Ehrgeiz treibt, keinen andern Weg beschreiten." All das galt nach dem Rückzug auf die Ebernburg nicht mehr. Eine aus traditionellen Quellen gespeiste ritterschaftliche Ideologie, im Spätwerk wortreich beschworen, dominierte.

Ein Scheitern von Lebenshoffnungen verbunden mit großer innerer Wandlung in den entscheidenden Jahren zwischen 1520 und 1522 liegt zwischen dem Jugendwerk von 1515, in dem Hutten die ganze deutsche Geschichte bemühte, um einen Fürsten, Erzbischof Albrecht, zu feiern, und jenem gegen die fürstliche Gewalt gerichtetem Manuskript "In Tyrannos", das der von Krankheit und Enttäuschung gequälte, bereits vom Tode gezeichnete Hutten noch fertigstellte — das Werk, dem getreuen Freunde Crotus Rubeanus gesandt, scheint auf immer verloren zu sein.

Als publizistischen Wegbereiter, zumindest als Weggenossen der Reformation sah die Nachwelt Ulrich von Hutten. Dieser jedoch wollte Ritter sein nicht allein in der Erfüllung alter Adelsideale: der Kreis um Sickingen, lärmendes, rauhbeiniges Ritter- und Landsknechtsleben, beeindruckte einen Hutten, den nervösen Intellektuellen, den nach sozialer und geistiger Heimat Suchenden. Ihn faszinierten gebundene Lebenskreise mit ihrem tradierten Verhaltenskodex, sei es in studentischer Nation, im humanistischen Zirkel, im höfischen Leben, sei es in der selbsternannten Herberge der Gerechtigkeit Sickingens. Hutten, Neffe Mangolds von Eberstein, eines der berühmtesten in Raubfehde erfahrenen Ritters der Zeit, wollte nicht nur literarisch, sondern durchaus handgreiflich Fehde führen, seine Gegner nicht nur mit geistigen Mitteln bekämpfen: erster unter einer nicht geringen Zahl neuzeitlicher Intellektueller, die im Ungenügen

über mangelnde — unmittelbar sichtbare — Wirkung ihrer Ideen und Vorstellungen zur raschen Tat schreiten; nicht sehend, daß unmittelbare Wirkung sich meist nur mit Mitteln des noch nicht entlarvten Gestern, des der Zeit noch unbewußt bereits Uberlebten erreichen läßt, daß dieser Rückgriff auf Veraltetes zur Durchsetzung des Neuen zum kläglichen Ausgang bestimmt. Mittel des noch nicht als überholt entlarvten Gestern war die Ritterfehde, als die Hutten seinen "Pfaffenkrieg" verstanden wissen wollte. Jeder deutsche Ritter - so rechtfertigt er sich - habe doch einmal eine Fehde geführt oder eine solche unterstützt. ("Ein gegenredt oder ausschreiben Ulrichs von Hutten widder pfaltzgraf Ludwigen Churfursten" 1522). Die Begründung, bemüht, nackte Gewalt zu kaschieren, offenbart die existentielle Unsicherheit eines Menschen, der 1519 der Ritterschaft neue, geistig-wissenschaftliche Aufgaben vorschrieb, den Adel in humanistischer Manier auf Tugend begründet sehen wollte — und doch zu Mitteln griff, die aus überlebten Traditionen seines Standes über-

Schon im Herbst 1520 taucht vage der Gedanke einer "Pfaffenfehde" Huttens auf. Lazarus Spengler weiß zu berichten, daß Hutten "sich bey etwovil fursten und denen von Adel wider alle Babstischen und Curtisan hoch beworben hat; so hat er ainen, den Ir auch kennt, der reit heimlich umb, dieselben Romanisten außzuspehen". Der Versuch, größere Bundesgenossenschaft zu finden, scheiterte. Auf eigene Faust beginnt Ulrich ein Jahr später seine Fehde, nimmt im Herbst 1521 den Straßburger Kartäuserprior Martinus gefangen, erpreßt von der Stadt 2000 fl für dessen Freilassung; er agiert nicht besser als ein von Straßenraub und Lösegeldern lebender Strauchritter; auch wenn es richtig wäre, daß die Straßburger Kartäuser Ulrichs Bild als "arswisch" benutzt hätten, wie ein höchstwahrscheinlich von Hutten selbst verfaßtes Lied auf diesen Vorfall behauptete, so berechtigte ihn das nicht zur Raubfehde.

Hutten sah nicht, wieviel Glück er mit seiner ersten Wegelagerer-Aktion gehabt hatte. Sickingens Söldnerscharen waren gerade zurückgekehrt und der Stadt Straßburg lag daran, den ärgerlichen Handel rasch und geräuschlos ohne Weiterungen beizulegen. Am 15. März 1522 aber läßt Hutten erneut einen Fehdebrief "gegen die unchristlichen, goldgierigen, räuberischen Kurtisanen" öffentlich in Straßburg anschlagen, am 11. April prangt an der Tür der Frankfurter Liebfrauenkirche seine Fehdeansage gegen Dominikaner und "Kurtisanen", worunter er alle Geistlichen verstand, die von der römischen Kurie kamen oder dorthin reisen wollten. Es war eine Don Quijoterie, den Kampf gegen Rom im Stile einer Adelsfehde führen zu wollen. Der erfahrene Sickingen mahnte vergebens von einem Unternehmen ab, das mit zu geringen Kräften von einem im Fehdegewerbe

Ungeübten, von einem Grünschnabel im Vergleich zu den ritterlichen Schnapphähnen der Zeit ausgeführt wurde. Bei einem Raubanschlag auf zwei Äbte wurde Huttens Reitknecht von kurpfälzischen Söldnern gefangen. Dieser seit einem Jahr erst gedingte einzige Knecht Ulrichs, der das huttensche Wappen auf dem Wams trug, jener Knecht, mit dem sich sein Herr stolz auf dem Wormser Reichstag gezeigt hatte, mußte für die Unbesonnenheit seines Herrn büßen. Er wurde auf Befehl des pfälzischen Kurfürsten hingerichtet: das Ende des "Pfaffenkriegs", ein Spiel war aus.

Die Zeitgenossen waren entrüstet über diese Fehde. Selbst Hermann von dem Busche, der Ulrich so wohlgesonnene, hatte abgemahnt: allenfalls durfe sich ein solches Unternehmen nur gegen die Nuntien richten, ansonsten sei es gehässig und unrühmlich, die täglich nach Rom ziehenden Landsleute, die "kleinen Fische", zu fangen. Unverkennbar an Hutten war Luthers Mahnung gerichtet, man dürfe das wehrlose Volk der Priester ebensowenig wie Frauen und Kinder mit dem Schwert anfallen. Als offenbar wurde, wie schädlich der "Pfaffenkrieg" der lutherischen Sache war — Capito wies entrüstet auf die Folgen in der öffentlichen Meinung hin -, richtete der Reformator unmittelbar das Wort an den Ritter: er wolle nicht, daß für das Evangelium mit Gewalt und Totschlag ("vi et caede") gestritten werde. Hutten antwortete, daß er nicht wie Luther alles von der Hilfe Gottes erwarte, daß seine Pläne menschlicher Art seien, "die härtesten, gewaltsamsten Mittel". Diese Mittel, diese "ritterlichen Taten" in Huttens Augen, nannte Erasmus zur großen Empörung des Betroffenen schlicht einen "plebejischen Diebstahl". Den Nagel traf - wieder einmal - der Nuntius Aleander auf den Kopf, er nannte seinen Intimfeind "ladroncello", ein Räuberchen.

## "Ich hab's gewagt"

Johann Gottfried Herder urteilte über Hutten, mit dem er sich mehrfach beschäftigt hatte: "Alles lebt in seinen Schriften, und nichts steht geschrieben, das es nun also dastehe. Seine Bücher sind Stimmen aus seinem Leben, einzelne Laute seines Wortes, Handlung." Diese Aussage schwebt zwischen wahr und falsch. Sie verdeckt Huttens Meisterschaft in der Selbststilisierung, sie erkennt den Individualismus, das trotzige Bekenntnis zum eigenen Tun: Huttens Devise "Ich hab's gewagt."

Hutten teilt in besonderem Maße eine Eigenheit vieler Humanisten, eine aus dem selten offen eingestandenen Ruhmbedürfnis entstammende Neigung zur Selbststilisierung. Selten sprechen Humanisten über sich im Sinne einer intimen Mitteilung, Persönliches gerät zur statuarischen Äußerung. Aber bereits im Pirckheimer-Brief

beginnt Hutten diese Form aufzulösen, das "ich" wächst über stilisierende Konturen zum Bewußtsein der Individualität: "Mein Wesen, mein Alter vermag das häusliche Leben, eine stille Verborgenheit entweder überhaupt nicht oder bis jetzt noch nicht zu ertragen. Laßt die Glut sich abkühlen, meinen unruhigen und beweglichen Geist etwas ermüden, bevor er jene Ruhe verdient, zu der du mich, wie mir scheint, vor der Zeit mahnst." Diese Töne waren es, die den jungen Goethe begeisterten, als er in Straßburg diesen Brief zu Gesicht bekam. Dennoch: ein sich selbst zergliedernder Subjektivismus wird nie zu Huttens Thema. Die humanistische Technik der Selbststilisierung wird ihm zu einem propagandistischen Motiv. Wenn er sich selbst beschreibt, wenn er auf seine Person und — wie so häufig — auf seine Leiden zu sprechen kommt, so dient ihm das als Mittel, über den Anteil an seiner Person auch Anteil an der von ihm vertretenen Sache von dem Publikum zu verlangen. In den verschiedensten Rollen stellt er sich deshalb nach Maßgabe seiner publizistischen Zwecke dar: als Beispiel, als Kämpfer, als Opfer, als Vorbild. Erst in den seit 1521 erschienenen Schriften beherrscht er diese Technik vollkommen, entgleitet nicht in Geschmacklosigkeiten wie 1516, als sich diese Technik gleichwohl schon abzeichnet. Damals hatte er in nicht weniger als sechs Epigrammen eine Wirtshausschlägerei in Viterbo, in der er einen Franzosen tödlich verletzte — ein Unglücksfall offenbar —, zur nationalen Tat, zur vorbildlichen Verteidigung der Politik Maximilians hochstilisiert.

1521 erschien "Ein new lied herrn Ulrichs von Hutten" "Ich hab's gewagt" als Einblattdruck. Eine singuläre Erscheinung in der damaligen schon so vielgestaltigen Publizistik, die an ein nachrichtenhungriges Publikum appelliert, daß hier jemand wagt, seine Person und das, was er als seine Leistung ansieht, als wichtige, durch den Druck zu verbreitende Information der öffentlichen Meinung darzubieten. Das ist nicht nur Selbstbewußtsein, das ist Versuch der Selbstbehauptung inmitten persönlicher und politischer Turbulenzen: bis heute die — zu Recht— bekannteste sprachliche Schöpfung Huttens und eine der bedeutendsten Selbstrechtfertigungen deutscher Literatur.

Bei aller kalkulierten sprachlichen Disziplin, bei allem Bemühen um Selbststilisierung, bei allem Stolz auf die eigene Individualität in der Devise "Ich hab's gewagt": Huttens deutsche Schriften sind, wie Herder erkannte, "Stimmen aus seinem Leben", Ausdruck eines gepeinigten Subjektivismus, der — zumeist übersehen — immer wieder um Beistand bittet. "Laßt Hutten nicht verderben", lautet die Schlußzeile des "New lied", und auch der autobiographisch trotz aller Stilisierung so aufschlußreiche Brief an Pirckheimer läßt sich als dezent vorgetragene Bitte um Beistand lesen: "aber ich verzweifele, ohne fremde Hilfe mein Ziel zu erreichen".

Ohne den methodisch fragwürdigen Ausweg zu bemühen, innere Entwicklungen des Helden zu postulieren, wo die Quellen nicht ausreichen, erscheint doch erwägenswert, ob nicht Ulrichs Subjektivismus sich an dem schweren Syphilis-Leiden ausbildete, das die zarte Konstitution des kleinwüchsigen, 155 cm großen Hutten frühzeitig zusammenbrechen ließ. Die auch sozial isolierenden Ausbrüche dieser Krankheit mußten gerade den der Geselligkeit bedürftigen Hutten treffen, der nie allein sein konnte, der so gern in Schenken und Tavernen saß. Er deutet diese Qualen in dem Brief an Pirckheimer an: "... wenn ich von der abscheulichen Krankheit ekelhaft stank." Das "ich" dominiert nicht nur in diesem Brief, sondern auch in einem wenige Monate später dem Kardinal Albrecht gewidmeten Werk: "De Guaiaco medicina et morbo Gallico". Aus der Masse der Syphilis-Traktate des 16. Jahrhunderts ragt dieses Werk heraus - nicht nur weil es eine neue Heilmethode propagiert, sondern, weil - ganz Hutten — persönliche Erfahrungen mit dieser Kur mit eingearbeitet werden. Die Heilung durch das "heilige Holz" beruhte lediglich auf Autosuggestion. Paracelsus wies auf die Nutzlosigkeit dieses neuen Mittels hin — auffallenderweise den Namen des ihm wohlbekannten Propagators Hutten verschweigend. Huttens Schrift aber wurde sein international bekanntestes Werk, erlebte Übersetzungen ins Französische und Englische; man sprach in der höfischen Gesellschaft offen über das Leiden an der neuen Geißel der Menschheit, der Syphilis, eine Offenheit, ohne die jene Widmung an Kardinal Albrecht nicht erklärbar wäre. Das gemeinsame Leiden an der Syphilis führte, wie an der Wirkungsgeschichte von Huttens Traktat abzulesen, Feinde zusammen. Wir staunen, daß Thomas Murner den Traktat noch im Erscheinungsjahr ins Deutsche übersetzt, daß Aleander, der von unserem Humanisten so arg Gebeutelte, diese Schrift seiner Bibliothek einverleibt.

Das Bild, das sich die Zeitgenossen von Hutten machten, ist allzu oft verzerrt durch Parteinahme, die der Ritter, Ablehnung nie scheuend, stets herausforderte. In seinem von ihm selbst mehrfach beklagten ungestümen Temperament blieb er sich ein Leben lang treu. Schon 1516 nannte ihn ein Bologneser Kommilitone, der später zum Feind gewordene Cochläus, "eher eine scharfe und spitze Natur als eine ruhige und milde. Seinen Geist liebe ich, seine Wildheit weniger. Auf die Entfernung wird es mir leichter, Freundschaft mit ihm zu halten."

Befragen wir von den vielen Zeitgenossen, die sich über Hutten äußerten, nur einen, den päpstlichen Nuntius Hieronymus Aleander. Sicherlich, Aleander ist kein objektiver Beobachter. Gerechtigkeit einem Hutten widerfahren zu lassen, der ihn öffentlich schmähte, war von dem Menschen ebensowenig zu verlangen wie von dem Kuriendi-

plomaten, der in Hutten mit Recht den gefährlichsten, weil publizistisch einflußreichsten Gegner des Papsttums in oberdeutschen Landen sehen mußte. Andererseits: Der weltkluge Diplomat besaß die Menschenkenntnis, die ihn eine Persönlichkeit erkennen ließ, und: er hat sich mit seinem Gegner intensiver auseinandergesetzt als andere Zeitgenossen. Die Gegnerschaft Aleanders hat etwas Intimes, aus steter Beobachtung gewonnenes genaues Wissen über den anderen. In einer erklärtermaßen gegen Kajetan gerichteten Denkschrift für Papst Clemens VII. nimmt Aleander 1523 wörtlich die Spöttereien Huttens über diesen bedeutenden Reformkardinal auf. Der Entwurf Huttens zu einer Rede gegen die lutherfeindlichen Priester wurde dem Nuntius in die Hand gespielt. Er studierte sie betroffen von der Sorgfalt, mit der der Text überarbeitet war, von dem unablässigen Suchen nach dem richtigen Wort, was sich in dem von Korrekturen übersäten Text niederschlug. Mit Respekt vor seinem Gegner fordert Aleander die Verteidiger der Alten Lehre zu gleicher Sorgfalt auf.

Intime Feindschaft und letztlich auch Respekt ließen Aleander die charaktervolle Festigkeit erkennen, zu der Hutten nach Jahren des Schwankens, des Buhlens um Fürstendienst gefunden hatte; er tadelt den Versuch kaiserlicher Räte, Hutten mit dem Versprechen einer jährlichen Pension von 400 fl — einer standesgemäßen Rente — zum Gesinnungswandel zu bewegen: nicht einmal für den zehnfachen Preis würde ein Hutten zu haben sein. Wir halten inne: der umhergetriebene Hutten, der arme Ritter, der 1520 so oft von seinem Bedürfnis nach Ruhe, nach sozialer Behaglichkeit sprach, ist nach Aussage eines Feindes nicht korrumpierbar.

### Huttens letzte Tage

Das Scheitern Sickingens in der militärischen Katastrophe vor Trier (1522) bestimmte auch das Schicksal Huttens. Von heftigen Ausbrüchen seines Leidens gequält, unfähig seinem Schutzherrn bei dessen ohnmächtiger, verzweifelter Gegenwehr auf der Burg Landstuhl noch irgend etwas nutzen zu können, mußte er Deutschland verlassen. Der päpstliche Bann lastete jetzt doppelt schwer auf ihm, dem durch die Ereignisse des letzten Jahres zutiefst Kompromittierten. Es hatte ihn nach der "Pfaffenfehde" nur noch die Autorität Sickingens geschützt, Hutten floh — dem Tod entgegen.

Ende November 1522 findet Hutten in Basel Zuflucht, der protestantisch gesonnenen Reichsstadt, die sich der schweizerischen Eidgenossenschaft angeschlossen hatte. "Er wird eine Zeitlang hierbleiben", erfährt Zwingli aus Basel, "aber unter dem Schutze des Rates.

Ob er dessen wirklich bedarf, weiß ich nicht; er wollte ihn jedoch haben. Von seiner Krankheit ist er noch nicht befreit." Spröde Worte, hinter denen die Not eines von körperlichen Leiden gequälten, verängstigten Flüchtlings zu ahnen ist. Die Anwesenheit des fränkischen Ritters nährte in der Stadt das Gerücht, Melanchthon "und alsbald der Luther selbs" würden in Basel eintreffen — immer noch (nur das erklärt das Aufkommen dieser haltlosen Fama) sah man in der Bevölkerung die reformatorische Bewegung von dem Wittenberger Mönch und dem fränkischen Ritter repräsentiert.

Mitte Januar 1523 verließ Hutten sein Basler Asyl, fand geraume Zeit Zuflucht im nahegelegenen elsässischen Mühlhausen bei Anhängern der Reformation. Hier wird er wohl die Nachricht vom Tode Sickingens erhalten haben. Die Spur des Flüchtlings verliert sich für mehrere Monate. Im Juni finden wir ihn in Zürich. Erasmus giftet: "Hutten hält sich jetzt bei den Schweizern verborgen... Zwingli hegt und pflegt ihn in Zürich, aber insgeheim." Hutten war Erasmus schon im Basler Asyl begegnet, "gewiß kein angenehmer Gast für den Vielgelehrten", spottete damals der Basler Schulmann und Humanist Glarean. Alle Welt wußte, daß sich das anfängliche Wohlwollen des Fürsten der Humanisten für den jungen Hutten im Laufe der Jahre von betroffener Verärgerung bis zur maliziös feindlichen Ablehnung gesteigert hatte. Mit spitzen Bemerkungen, ja selbst mit Intrigen hatte Erasmus den ehemaligen Schützling in humanistischen Kreisen zu verfehmen gesucht, und Hutten hatte erstaunlicherweise nicht mit grober Satire geantwortet, die ihm sonst so schnell zu Gebote stand. Dennoch kannte Erasmus kein Mitleid gegenüber dem Flüchtling. Der Blick des Feindes aber sieht scharf, sieht, wer die schützende Hand jetzt über Hutten hält: Huldrych Zwingli.

Der Züricher Reformator hatte den fränkischen Ritter, den er erst an dessen Lebensende persönlich kennenlernen sollte, offenbar mehr geschätzt als die Wittenberger. Huttens Name begegnet seit 1519 mehrfach in ehrendem Zusammenhang in Zwinglis Briefwechsel; der Schweizer kannte die Werke des Ritters genau, von denen er einige seiner Bibliothek einverleibt hatte; daß er für ihn seinen Einfluß—auch gegen Widerstände— geltend machte, daß er ihm Schutz gewährte, war vielleicht Anerkennung oder auch Dankbarkeit für Huttens Verdienste um die reformatorische Sache, war auf jeden Fall aber: Erbarmen.

Zwinglis Einfluß ermöglichte Hutten im Spätsommer des Jahres 1523 noch eine Kur in Pfäfers, dem weitberühmten Bad, das dem gleichnamigen Kloster gehörte. Dessen Abt aber war ein Anhänger des Zürcher Reformators. Auf der Ufenau hält sich Hutten in seinen letzten Lebenstagen auf. Der dortige Pfarrer, Hans Klarer, in der Arzneikunst erfahren (ein nicht seltener Fall in der Alten Kirche),

pflegte ihn im Auftrage Zwinglis. Am 29. August 1523 (das Datum ist nicht ganz gesichert, hat aber die meiste Wahrscheinlichkeit für sich) starb Ulrich von Hutten. Zwingli übernahm die leidige Frage des Nachlasses: "Hutten hat auch bei den Leuten hier allerlei Schulden gemacht, und man kann nicht alle seine Verpflichtungen einlösen. Er hat eben gar nichts hinterlassen, was irgend einen Wert hätte. Bücher besaß er keine, an Hausrat ebenfalls nichts als seine Schreibfeder."

#### AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Joseph Benzing, Ulrich von Hutten und seine Drucker. Eine Bibliographie der Schriften Huttens im 16. Jahrhundert mit Beiträgen von Heinrich Grimm, 1956.

Otto BÖCHER, Die Gräber des Ulrich von Hutten. Ebernburg-Hefte 4 (1970) S. 86f. Eduard BÖCKING (Hg.), Ulrichi Hutteni Equitis Germani opera. 6 Bde. 1859—1870. (Neudruck 1963).

Martin Brecht, Die deutsche Ritterschaft und die Reformation. Ebernburg-Hefte 3 (1969) S. 27ff.

Josef DÜNNINGER, Ulrich von Hutten. Unbekanntes Bayern 7 (1962) S. 91ff.

Diethelm Fretz, Johannes Klarer, genannt Schnegg, der letzte Gastgeber Huttens. Festgabe des Zwingli-Vereins für Hermann Escher. Zürich 1927, S. 127ff.

Olga Gewerstock, Lucian und Hutten. Zur Geschichte des Dialogs im 16. Jahrhundert. 1924.

Karl Greiner, Zur Umwelt des Paracelsus bei seiner Wanderung im südwestdeutschen Raum. Zs. f. Württ. Landesgeschichte 27 (1968) S. 124ff.

Heinrich Grimm, Ulrichs von Hutten Lehrjahre an der Universität Frankfurt/Oder und seine Jugenddichtungen. 1938.

Ders., Ulrich von Hutten. Wille und Schicksal. 1971.

Paul Held, Ulrich von Hutten. Seine religiös-geistige Auseinandersetzung mit Katholizismus, Humanismus, Reformation. 1928.

Hajo HOLBORN, Ulrich von Hutten. 1968.

Werner KAEGI, Hutten und Erasmus. Hist. Vjschr. 22 (1924/25) S. 200ff., 461ff.

Paul Kalkoff (Übers.), Die Depeschen des Nuntius Aleander. 1886.

Ders., Ulrich von Hutten und die Reformation. 1920.

Ders., Huttens Vagantenzeit und Untergang. Der geschichtliche Ulrich von Hutten und seine Umwelt. 1925.

Ders., Hutten als Humanist. Ein Nachtrag zur Huttenlegende. Zs. f. Gesch. d. Oberrheins 81 (1929) S. 3ff.

Hans Gustav Keller, Hutten und Zwingli. Aarau 1952.

Ders., Huttens Tod. Archiv. d. Hist. Vereins f. d. Kanton Bern 39 (1948) S. 185ff. Josef Leineweber, Ulrich von Hutten — ein Fuldaer Mönch? Würzburger Diözesangeschichtsbll. 37/38 (1975) S. 541ff.

Franz Mehring, Ulrich von Hutten, in: Ders., Zur Deutschen Geschichte (Gesammelte Schriften und Aufsätze 5) 1931, S. 247ff.

Volker Press, Ulrich von Hutten. Nassauische Annalen 85 (1974) S. 71 ff.

Hans Rott, Ulrichs von Hutten Streit mit den Straßburger Karthäusern. Neue Heidelberger Jahrbücher 12 (1903) S. 184ff.

Helmut Scheuer, Ulrich von Hutten: Kaisertum und deutsche Nation. Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur 2 (1973) S. 133ff.

David Friedrich Strauss, Ulrich von Hutten. 3. Aufl. bearb. von Otto Clemen. 1927.

S. SZAMATÓLSKI, Ulrichs von Hutten deutsche Schriften. 1891.

Peter UKENA, Marginalien zur Auseinandersetzung zwischen Ulrich von Hutten und Herzog Ulrich von Württemberg. Wolfenbütteler Beiträge 1 (1972).

Peter UKENA — Kristiane ULIARCZYK, Deutschsprachige populäre Huttenliteratur. Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur 2 (1973) S. 166ff.

Fritz Walser, Die politische Entwicklung Ulrichs von Hutten während der Entscheidungsjahre der Reformation. 1928.



